

Unter der Äbtissin Maria Dioscura kam es um 1750 zu Spannungen. Der Vaterabt versuchte nämlich, eine unbeschränkte Aufsicht auch über die Temporalien der Frauenabtei zu erlangen. Dem widersprach nicht nur der Konvent, sondern auch die (konkurrierende) hohenzollerische Regierung in Sigmaringen. Es kam schließlich zur Aufkündigung der Paternität; 1752 unterstellte sich das Kloster der Abtei Kaisheim. Doch kam es auch hier bald zum Bruch. Schon 1762 legte der Abt die Paternität nieder. Die Äbtissin bat nun den Ordensgeneral, die Rechte eines Vaterabtes auf Tennenbach zu übertragen. Dem Wunsch wurde entsprochen. Eine erneute Ausweitung der Rechte des Vaterabtes war nicht mehr möglich; die Vorderösterreichische Regierung wachte eifersüchtig auf die Wahrung ihrer (angeblichen und wirklichen) Rechte im Hinblick auf die klösterlichen Temporalien.

Vor einer grundsätzlichen Kritik zunächst ein kleiner Hinweis: Es geht wohl nicht an, die kaiserlichen Laienpfründer unter der »Klostergemeinschaft« zu subsumieren. Die Inhaber kaiserlicher Brotbriefe dachten gar nicht daran, an Ort und Stelle ihr Gnadenbrot zu verzehren; sie ließen sich durch jährliche Geldzahlungen abfinden. Man hätte diesen Abschnitt also an anderer Stelle, zum Beispiel »Kloster Wald und das Reich« unterbringen müssen.

Wer heute die Klosteranlage besucht, spürt, daß es ein »barockes Wald« gegeben hat. Davon erfährt man in dieser umfassenden Darstellung nicht viel. Der Leser selbst muß die vielen Steinchen suchen und zu einem großen Mosaik zusammensetzen: Musikpflege, Bibliothek, Wallfahrten und Gottesdienste, Reliquientranslationen, Feste, Feiern usw. Ursache für diese Atomisierung ist ohne Zweifel die von der Redaktion vorgegebene Gliederung des Stoffes, die bei einem weltgeistlichen Institut (Männer oder Frauen) angemessen sein mag. Der geistige Habitus eines klösterlichen Konventes hingegen besteht nicht nur aus der Summe einzelner »Geistigkeiten«. Schon durch die gemeinsame Regel, die gemeinsamen Gewohnheiten muß es zur Bildung eines »Gruppenbewußtseins« kommen. Dies wurde völlig übersehen. So vermißt der Leser kulturgeschichtliche »Bilder« (z.B. für die Renaissance oder den Barock). Die »historische Übersicht« konnte deshalb kaum mehr als eine knappe Darstellung der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung werden. Dies ist zu bedauern. Zum ersten Mal wurde nämlich in Archiven und Bibliotheken fast die ganze Kloster Wald betreffende Überlieferung erschlossen. *Rudolf Reinhardt*

GÜNTER ESSER: *Josepha Dominica von Rottenberg (1676–1738). Ihr Leben und ihr geistliches Werk.* (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens NF Bd. 2) Berlin: Akademieverlag 1992. 446 S. DM 112,-.

Große Persönlichkeiten überschreiten zugleich die Grenzen ihrer Epoche. Die Dominikanerin Josepha Dominica von Rottenberg »gehört sicher nicht zu diesen großen Frauen der Kirchengeschichte« (S. 27), wenn sie auch in vieler Hinsicht Außergewöhnliches leistete. Auf diese Weise mögen in ihrem Leben und Werk typische Züge ihrer Zeit deutlicher hervortreten. Ihr Kloster Katharinental im Thurgau, seit 1245 dem Ordensverband inkorporiert, zeitweilig Herberge für Meister Eckhart und Heinrich Seuse, wurde 1868 nach der Niederlage der katholischen Kantone und der Einführung der neuen liberalen Bundesverfassung aufgehoben. Das Klosterarchiv, darunter Originale und Abschriften der Werke Dominicas, konnte teils nach Einsiedeln, teils in das Dominikanerinnenkloster von Weesen gerettet werden. Bis 1984 befand sich dieses Material »in einer großen Holzkiste auf dem Speicher des Klosters in Weesen. Inzwischen wurde auf Anregung des Verfassers dieser Arbeit ein eigener Archivraum eingerichtet, so daß die Manuskripte geordnet und mit einer Signatur versehen werden konnten« (S. 163). Die vorgelegte Auswertung der Texte durch Günter Esser, Dominikaner des Konvents St. Andreas in Köln, wurde 1990 als Dissertation an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ue./Schweiz angenommen. Teil I bietet eine »Lebensbeschreibung« (S. 25–158): »Die politische Situation zu Lebzeiten Dominica von Rottenbergs« war geprägt durch die neue völkerrechtliche Unabhängigkeit der Schweizer Eidgenossenschaft nach dem Westfälischen Frieden und die daraus folgenden internen, nicht zuletzt konfessionell bedingten Auseinandersetzungen. Ein Abschnitt über »Die kirchliche Situation« skizziert die nachtridentinischen Reformbemühungen, getragen insbesondere durch Jesuiten und Benediktiner, und zentrale Ausdrucksformen barocker Frömmigkeit und Theologie. »Das dominikanische Umfeld« wird geschildert im Rückgriff bis auf die Reformbemühungen der Caterina von Siena im 14. Jahrhundert. Die Zweiteilung der eigentlichen Lebensbeschreibung der Josepha Dominica von Rottenberg in eine »äußere« und eine »innere« Biographie ist dem Anliegen der Kirchengeschichte, die Verbundenheit beider Aspekte aufzuweisen, nicht förderlich. Wir hören von Dominicas Exstasen, wunderbaren Heilungen, ihren Friedensappel-

len in konfessionell-politischen Auseinandersetzungen selbst um den Preis von Zugeständnissen an die Protestanten, von ihrer Zeit als Priorin (1713–1738), ihrer Bautätigkeit und ihren Erfolgen bei der Durchsetzung der strengen Observanz, an der mehrere Visitatoren zuvor gescheitert waren, schließlich von ihrem Reformwirken in umliegenden Klöstern. Bemerkenswert ist nicht zuletzt ihre schriftstellerische Tätigkeit, zu der sie sich durch die Muttergottes von Einsiedeln ermutigt erfährt und die eine Art partnerschaftliche Annäherung an den männlichen Ordenszweig bedeutet (S. 107). Fast zwei Drittel der Arbeit sind der »Texterschließung« (Teil II: S. 159–436) gewidmet. Die »Bestand-Aufnahme der Schriften« ergänzt die erste Katalogisierung von 1768 durch das neu aufgefundene Material und gibt sorgfältige archivalische Beschreibungen. Ausgewählte »Quellentexte zur Biographie« behalten das barocke Deutsch bei und sind durch dezente Zusätze im Text und erläuternde Anmerkungen lesbar gestaltet.

Der Verfasser zeigt Dominica in ihrer Entwicklung als Kind des Barock: Die in neuer Intensität erfahrene Freiheit und Gottunmittelbarkeit äußert sich in der schroffen Diskrepanz zwischen Anmaßung und Verzweiflung, in »einer Art ›geistlichem Dualismus‹« (S. 129): Die wiederholten göttlichen Zusagen, »daß ich keiner Creatur also vereinigt bin wie dir« (S. 314); »Kein Weibsbild hat für die Seelen mer gethan als du« (S. 326); »Deine Schriften seindt die letzte Gnad so ich der Welt gib« (S. 328) etc. stehen unvermittelt neben der Erfahrung des eigenen Nichts, der ständigen Mahnung zur Demut, der »Angst, vom Teufel besessen zu sein und daß die Welt durch sie betrogen werde« (S. 104, 271): »Ich glaube, daß kein unglückseligere Creatur auf Erden als ich« (S. 270). Sie ersehnt die Hölle, um ihre Liebe unter Beweis stellen zu können. Die geistliche Vermählung steht nicht mehr am Ende, sondern am Anfang ihres Weges (S. 112–115) und umschließt den Auftrag, dieser Berufung in der freien Lebensgestaltung gerecht zu werden in Beharrlichkeit (S. 76, 121). Dabei weist Eßer fünf Phasen der Vertiefung auf: Dominica selbst erkennt, wie ihre »Comedi mit Gott« (S. 239) in die Nüchternheit der »praktischen Liebe« (S. 126 f.) verwandelt werden muß.

Die Bemühungen des Verfassers um gründliche wissenschaftliche Arbeit erweisen sich streckenweise als kontraproduktiv und überfremden das geschichtliche Material: Wird Dominica all zu klare Eifersucht als Novizin wirklich erst durch den Artikel »Eifersucht« aus dem »Lexikon der Pädagogik« einleuchtend (S. 109, Anm. 324)? Die Erklärung der »Reue« nach dem »Lexikon für Theologie und Kirche« (S. 45, Anm. 67) wird dem erwähnten Phänomen der »attritio« nicht gerecht. Mystische Phänomene bei Dominica, dazu noch der schlechte Ruf in die Nachfolge Christi, werden mit Tanquereys Grundriß der asketischen und mystischen Theologie, Paris 1935, erläutert (S. 139, Anm. 513; ähnlich S. 73 mit Anm. 113), der seine eigenen geschichtlichen Voraussetzungen hat. Geistliche Verbindungslinien bis hin zu Augustinus und Cassian (S. 156) oder auch »nur« bis zur Begine Hadewich aus dem 13. Jahrhundert (S. 135) zeugen vom einen Geist im Wandel der Kirchengeschichte, sind aber zur präzisen Erfassung einer Gestalt des 17./18. Jahrhunderts nur bedingt hilfreich. Zu oberflächlich bleibt die pauschale Abwertung des Jesuitenordens (S. 37, 124).

Formal läßt die Arbeit einiges zu wünschen übrig. Abgesehen von Unstimmigkeiten zwischen Inhaltsverzeichnis und Text (Teil I beginnt vor, nicht nach der Einführung) sowie einigen Druckfehlern löst der häufig unvermittelte Beginn neuer Sätze in einer neuen Zeile Sinneinheiten auf, zumal auch neue Absätze nicht mit Einrückungen beginnen. Einfache und doppelte Anführungszeichen sowie das Apostroph werden störend uneinheitlich wiedergegeben. Die Herausgeber der neuen Reihe sollten sich und ihre Autoren auf ein einheitliches Konzept der Textgestaltung festlegen. *Barbara Hallensleben*

GISELA FLECKENSTEIN: Die Franziskaner im Rheinland, 1875–1918 (Franziskanische Forschungen 38). Werl/Westfalen: Diedrich-Coelde-Verlag 1992. 382 S. Kart. DM 49,80.

Vorliegender von Christoph Weber betreuter Beitrag zur katholischen Ordensgeschichte stellt eine Pionierleistung dar, die nicht übersehen werden sollte. Innerhalb der literarischen Gattung Ordensgeschichte ist sie modellhaft. Hier ist nichts von den apologetischen oder fromm erbaulichen Tendenzen vieler sogenannter Ordensgeschichten zu spüren, die im Grunde nichts anderes sind als Selbstbeweihräucherungen. Aber die Verfasserin bringt auch nicht nur die übliche Ereignisgeschichte, die im Aneinanderreihen von Regierungsdaten der Provinziale besteht. So wenig die äußere Geschichte – etwa während des Kulturkampfes – außer acht gelassen wird, so sehr bietet die Arbeit, was man bisher weithin vergebens sucht, eine gesellschafts- und mentalitätsgeschichtlich orientierte Darstellung des klösterlichen Lebens. Hervorzuheben ist das 3. Kapitel, das eine Soziographie des Ordens bringt. Den Voraussetzungen und